



Schauer und Lust

Tommaso Landolfi: „Der Mondstein“. Aus dem Italienischen von Barbara Villiger Heilig. Beck & Glöckler Verlag, Freiburg; 128 Seiten; 29,80 Mark.

Manchmal lassen sich die wunderlichsten Bücher in einem einzigen Satz nacherzählen, so wie dieses: Ein blasierter junger Dichter aus der Stadt verguckt sich in eine scheue Dorfschöne und muß zu seinem wollüstigen Entsetzen erfahren, daß sie bei Vollmond zur mannstollen Wergeiß mutiert.

Ein triviales Schauermärchen? Allenfalls auf den ersten Blick. Tommaso Landolfi (1908 bis 1979) nämlich, Italiens literarischer Hexenmeister, hat aus dem scheinbar so schlichten Märchenstoff einen schwindelerregenden Wirbel der Ängste und Begierden gezaubert.

„Der Mondstein“ heißt das 1939 erschienene und nun erstmals ins Deutsche übertragene Büchlein: ein surrealistischer Gruselroman, der Landolfis Ruhm als virtuoser Stilist des Phantastischen begründete.

Zeitlebens scheute der Autor die zudringliche Neugier der Öffentlichkeit, zu seinem Werk verweigerte er jeden Kommentar. Die wenigen, die ihn kannten, berichteten von einem Sonderling, dessen größte (und ruinöse) Passion das Roulett war. Wie ein Spiel, das unberechenbaren Gesetzen gehorcht, inszenierte Landolfi auch seine Literatur.

Sie war für ihn das Laboratorium, in dem er die Chimären seiner Einbildungskraft in tolldreisten Versuchsanordnungen paarte. Da ver-

kuppelt er im „Mondstein“ eine unglückliche Sexdämonin mit einem gehemmten Lüstling, da verbindet er fiebrige Halluzinationen mit einem Erzählton von kühler Sachlichkeit und malt ein ironisch verfeinertes Fresko erotischer Obsessionen.

Souverän balanciert Landolfi über die Untiefen des schaurigen Genres hinweg. Daß ihm der Spuk samt ehrwürdiger literarischer Tradition nur als vergnügliches Spielmaterial dient, versteht sich von allein.

DANILO KIŠ



FRÜHE LEIDEN
ROMAN - KASSEL

Poetische Erinnerung

Danilo Kiš: „Frühe Leiden“. Aus dem Serbokroatischen von Ivan Ivanji. Carl Hanser Verlag, München; 168 Seiten; 26 Mark.

Den Holocaust überlebte der 1935 als Sohn eines ungarischen Juden und einer Montenegrinerin geborene Jugoslawe Danilo Kiš nur, weil seine Eltern ihn taufen ließen, als er vier Jahre alt war; fünf Jahre später wurde sein Vater in Auschwitz getötet. Diesem Vater vor allem hat der Schriftsteller mit einer unvergleichlichen Romantrilogie ein literarisches Denkmal gesetzt: in der Gestalt des skurrilen, melancholischen, vom Wahn umwehten Eduard Sam, der exemplarisch des Lebens- und Todesweg des mitteleuropäischen Judentums geht. Mit der beschwörenden Kraft einer poetisch geformten Erinnerung bewahrt Danilo Kiš den Erfahrungen seiner bedrohten Kindheit und der versunkenen Welt seines Vaters die Treue.

Als letztes Teilstück der Trilogie, deren Autor vor wenigen Wochen einer schwe-

ren Krankheit erlag, ist nun der im Original zwischen „Garten, Asche“ (deutsch 1968) und „Sanduhr“ (deutsch 1988) entstandene Band „Frühe Leiden“ erschienen.

19 kurze Kapitel versammeln aus wechselnden Erzählperspektiven Momentaufnahmen aus der Kindheit des Andreas Sam, wie das Alter ego des Autors heißt. Ein „Album mit farbigen Skizzen“ hat Danilo Kiš den Mittelteil seiner Trilogie, scheinbar harmlos, genannt. Doch der heiter-melancholische Ton, auf den diese Prosa gestimmt ist (im Gegensatz zu den voller und düsterer instrumentierten Variationen des Themas in „Garten, Asche“ und „Sanduhr“), erweist sich immer wieder als trügerisch. Jeden Augenblick kann aus den idyllischen und nostalgischen Bildern, die Überschriften wie „Die Straße der Kastanien“ oder „Die Wiese im Herbst“ zu verheißben scheinen, das Entsetzen hervorbrechen. „Ich hörte ein Geräusch unter dem Fenster“, beginnt ein unverdächtig „Serenade für Anna“ betitelt Kapitel, „und dachte, sie seien gekommen, um meinen Vater umzubringen“.



Kiš

Eine andere Erinnerung, „Der Pogrom“, zeigt Andreas inmitten einer panisch fliehenden Menge. Luftig, wie vom Wind übereinandergehewtes Laub, sind diese Albumblätter angeordnet. Von ihrer Poesie untrennbar aber ist der Schrecken.



Welt ohne Sehnsucht

José Maria Eça de Queiroz: „Das Verbrechen des Paters Amaro“. Aus dem Portugiesischen von Willibald Schönfelder. Insel-Verlag, Frankfurt; 540 Seiten; 48 Mark.

Die Grundfrage jedes Erzählers, hat Peter Handke einmal gefordert, müsse lauten: „Wie rette ich meinen Helden?“. Das Werk des portugiesischen Klassikers José Maria Eça de Queiroz (1845 bis 1900) läßt sich als ein einziger Affront gegen dieses Prinzip epischen Wohlwollens verstehen. Selten hat ein Autor seine Romanfiguren weniger geliebt, sich so unbarmherzig von ihnen distanziert, ihre Schwächen so kalt ins Licht gesetzt. Die Romane des Eça de Queiroz zeigen eine leere Welt vor, in der Perspektiven auf eine Sehnsuchts-Ferne nicht angelegt sind; die Leidenschaften haben sich längst mit jeder Trivialität arrangiert.

„Das Verbrechen des Paters Amaro“ ist der erste große Roman von Eça de Queiroz, 1875 zuerst veröffentlicht, aber erst jetzt in der Bundesrepublik erschienen. Er erzählt die Geschichte einer verbotenen Beziehung zwischen dem jungen Pater und der frömmelnden Amélia. Diese Liebe, ein Produkt aus Triebstau, Eitelkeit und Naivität, ist mit dem